

Jocelyn Garber

Wie der Sturm unserer Worte

Historischer Roman

Jocelyn Garber

KAPITEL 1



Der Sternenring

Ratheim an der Rur, September 1794

Unsere Stimme ist ein mächtiges Werkzeug und ein Geschenk Gottes. Die Stimme eines Menschen kann Debatten gewinnen und Revolutionen entfachen. Sie kann die treueste Seele manipulieren und schrecklichere Wunden reißen als das schärfste Schwert, kann aber auch Heilung und Trost in der dunkelsten Finsternis spenden. Sie kann Frieden stiften und die Liebe schenken, die nicht einmal das Schicksal zu trennen vermag...

»Liebes, willst du nicht einmal zum Tee deine Lektüre beiseitelegen?« Mutters Stimme holte mich überraschend abrupt in die Wirklichkeit unseres Kabinetts zurück und ich blickte fast erschrocken auf, so vertieft war ich in die Geschichte gewesen, die sich vor mir auf den Seiten des Buches ausbreitete. »Welcher Roman hat meine Tochter denn nun wieder in ihren Bann gezogen?«

Ich blinzelte und nahm erst jetzt den Geruch des heißen Kräutertees und das Ticken der alten Kaminuhr wahr. Wie lange hatte ich nun schon lesend in dem kleinen Lehnstuhl am Fenster verbracht, ehe Mutter mich unterbrochen hatte? Draußen auf dem Hof unseres Hauses brachten unsere beiden Knechte gerade eine der letzten Fuhren Heu des Jahres ein und retteten es vor dem aufziehenden Regen. Graue Wolken türmten sich am Horizont und unser Hausdiener hatte bereits die Lichter im Kabinett entzündet, damit wir unseren Tee in einer angemessenen Atmosphäre einnehmen konnten.

»Ausnahmsweise kein Roman, Mutter. Einige Notizen von Vater, die ich vor einigen Tagen in seinem Nachlass entdeckt habe.« Ich schenkte Mutter ein glückliches Lächeln, denn ich wusste, dass sie mir nicht zürnte. Zu gut wusste sie, dass ich in jeder Hinsicht nach ihrem geliebten Gatten schlug, der seine Nase auch immerzu in irgendwelchen Büchern vergraben hatte. Mich mit Büchern, mit seiner Forschung, welche die römischen Siedlungen entlang des Rheins umfasste, zu beschäftigen, hieß für mich, ihm nach seinem Tod noch einmal nahe sein zu können. Seine Stimme zu hören.

»Ich befürchte, dass du den Rest deines jungen Lebens mit der Sichtung seines Nachlasses verbringen wirst, so viel wie er immerzu in Notizbüchern herumskizziert und geschrieben hat.« Mutter lächelte nachsichtig. Auch sie vermisste Vater, ihre große Liebe, noch immer. »Um welches Thema geht es dieses Mal?«

»Eine Übersetzung der Dido-Legende aus der Hand der Dichterin Octavia Marcella aus dem dritten Jahrhundert nach Christus. Ich kann es kaum aus der Hand legen, so sehr fesselt es mich.«

»War Dido nicht die Königin von Karthago, die sich aus Liebeskummer selbst das Leben nahm? Wie hieß der Kerl

gleich...« So sehr Mutter Vater geliebt hatte, mit seiner Forschung war sie nie warm geworden und die vielen Namen und Geschichten, um die sich meine Gedanken drehten, sagten ihr ausgesprochen wenig.

Mutter runzelte die Stirn und griff nach ihrer Teetasse. Unsere Magd Christine hatte ihr unter lautem Geklapper des Porzellans eingeschenkt und dabei vergessen, die Tropfen, die sich am Hals der Teekanne gesammelt hatten, abzuwischen. Mutter sah das Mädchen erwartungsvoll an, doch diese ignorierte den unausgesprochenen Tadel wie gewohnt mit einem Schulterzucken. Stattdessen musterte sie ihr Antlitz unverhohlen in dem kleinen Spiegel, der dekorativ gegenüber des Fensters hing. Sie war eitel, keine Frage, doch fand ich die junge Frau, die in meinem Alter war, mit ihrem hellblonden Haar und den tiefblauen Augen so hübsch, dass sie sich diese Eitelkeit durchaus leisten konnte.

»Aeneas«, beeilte ich mich zu antworten, um Mutters Aufmerksamkeit wieder auf mich zu ziehen. Doch Mutter beobachtete mit Argusaugen, wie Christine vollkommen ungeniert ein paar Stücke Pflaumenkuchen servierte und dabei mit dem Daumen eines der Kuchenstücke zerdrückte. Sie seufzte. Man sah Mutter an, dass sie die Einstellung der jungen Frau bereits bereute, denn Ordnung und ein gewisser Standard in der Ausbildung ihres Personals gingen Mutter über alles. Als unsere bisherige Magd gekündigt hatte, da sie zu heiraten gedachte, und mein Onkel, dem seit dem Tode meines Vaters das gesamte Familienvermögen gehörte, die Köchin entließ, um Kosten einzusparen, hatte sie notgedrungen Christine eingestellt. Sie war die einzige Bewerberin gewesen.

»Kannst du lesen, Christine?«, wandte Mutter sich an unsere Magd, doch Christine musterte sie wie immer

ausdruckslos. Ohnehin zeigte Christine selten Gefühle und sprach noch weniger über sich. Alles, was wir über sie wussten, hatten wir ihren Empfehlungsschreiben entnommen, die vorherige Arbeitgeber verfasst hatten.

Auch waren Christine und Mutter vom ersten Tag an nicht gut miteinander ausgekommen, denn Christine zeigte wenig Ambitionen die Anstellung behalten zu wollen. Stattdessen war sie launisch und vorlaut, faulenzte oft und vernachlässigte ihre Pflichten. Doch Mutter und vor allen Dingen ich zögerten, das arme Ding zu entlassen, denn ihre Eltern waren, wie wir gehört hatten, im vergangenen Sommer verstorben und es gab niemanden mehr auf der Welt, der sich noch um sie sorgte.

»Pardon, Madame?« Christine hob fast amüsiert die Augenbrauen. »Nur das Größte, denke ich. Schreiben kann ich leidlich. Der Schullehrer hat mit mir oft die Wut bekommen, weil mir nichts im Kopf bleiben wollte. Oft war ich auch nicht da. Aber was braucht man das schon?« Sie rieb sich mit der Hand über ihre Nase, die sie anscheinend juckte, und wischte sich diese im nächsten Moment an ihrer Schürze ab.

»Das ist bedauerlich. So kann ich dir nicht einmal einen Einkaufszettel schreiben, Kind.« Mutters Stirn legte sich wieder in viele Falten und sie wandte sich an mich. »Kann nicht lesen, schreiben, keinen Tee servieren und nicht kochen. Mein Sonntagskleid hat sie beim Waschen ruiniert. Wohin soll das führen, frage ich dich? Dein Onkel erlaubt uns kein weiteres Personal. Nur die beiden Knechte für die Felder, den alten Hausdiener und das Mädchen. Es ist eine Schande.«

Ich senkte betreten den Blick, denn es war mir unangenehm, dass Mutter vor Christine über deren Unzulänglichkeiten sprach. Christines Gesicht hatte sich mehr und mehr verschlossen, während Mutter so über sie sprach, doch ließ sie sich ihren Ärger, wenn sie denn welchen

empfand, nicht anmerken. Erst als Mutter ihre Litanei beendet hatte, marschierte Christine hinaus und schloss die Türe recht nachdrücklich hinter sich.

Tatsächlich hatte sich vieles seit dem Tod meines Vaters geändert. Sein jüngerer Bruder Augustus, der in Jülich residierte und die Firmengeschicke der Familie lenkte, hatte uns einen strengen Sparkurs aufgezwungen. Wenig schien ihm an uns, seiner Schwägerin und seiner Nichte, zu liegen, denn während er uns niemals besuchte, schickte er doch immer neue Briefe mit Ermahnungen, dass wir unsere Ausgaben drosseln mussten. Was nicht möglich war. Ohnehin ließ sich unser Land mit zwei Knechten kaum mehr bestellen, sodass es schwierig war, Vorräte für den bevorstehenden Winter anzulegen. Der einzige Hoffnungsschimmer war meine bevorstehende Hochzeit, die zumindest mich aus dieser auferlegten Armut befreien würde.

»Vater schreibt viel in seinen Aufzeichnungen über diese Dichterin, Mutter«, wandte ich ein, in der Hoffnung das Thema endlich zu wechseln, und legte das Notizbuch auf dem Teetischchen ab. »Dabei ist noch nicht einmal bewiesen, dass sie tatsächlich gelebt hat oder der Fantasie ihrer angeblichen Zeitgenossen entsprungen ist.«

»Er war davon besessen, ihre Existenz zu beweisen. Fortwährend schrieb er Briefe an deinen Verlobten und dieser war ebenso fasziniert. Vielleicht hat dein Vater deshalb diesen Mann für dich ausgesucht, weil er wusste, dass er diese Begeisterung für die Antike und die Forschung an dich weitergegeben hat.« Dieses Mal ließ Mutter sich auf den Themenwechsel ein. Sie lächelte betrübt und ihr Blick glitt hinüber zu dem großen Gemälde meines Vaters, aus dem er mit einem milden Lächeln über uns wachte.

Dieser Moment der Erinnerung währte jedoch nur einen winzigen Augenblick, dann begann das Gepolter, als Christine draußen im Hof die leeren Milchkannen zusammenstellte und jeden Gedanken regelrecht mit metallischem Geklarre übertönte. Während ich nur genervt die Augen schloss, klingelte Mutter nach unserem Hausdiener Herrn Falada, damit er unsere Magd für ihr Fehlverhalten züchtigte.

»Endlich ist wieder einmal die Post zu uns durchgekommen, Kind!«

Mutter eilte durch den Garten auf mich zu. Der Sommer war vorüber und der Herbst streckte in diesen Tagen Ende September bereits gierig seine Hände aus. Mutter hatte sich ein Tuch aus vornehmem Kaschmir um die Schultern gelegt, um dem Herbstwind zu trotzen. Es war ein Relikt einer besseren Zeit, als Vater zahlreiche Reisen im Namen unseres Herzogs Karl-Theodor von der Pfalz unternommen hatte. Inzwischen hätten wir eine solche Ausgabe niemals vor meinem Onkel rechtfertigen können.

Die Blätter der Bäume färbten sich allmählich bunt, die Obstbäume und die Felder waren abgeerntet und unsere beiden Knechte, Hans und Günter, begannen die letzten Ausbesserungsarbeiten an unserem Haus vorzunehmen, um es für den Winter herzurichten. Das Dach des Wohnhauses wurde auf undichte Stellen untersucht, Löcher im Mauerwerk ausgebessert und Holz für den Kamin geschlagen. Auch an diesem Nachmittag klang das Hämmern ihrer Äxte bis zu mir in den Garten herüber.

Doch obwohl alles um mich her den baldigen Herbst und damit das Ende eines friedlichen Sommers verkündete, saß ich an jenem Tag auf einer Decke im Garten und plante die Details meiner bevorstehenden Hochzeit. Auf diese Weise genoss ich

es, die Tage im Freien zu verbringen, während ich im Winter wieder dazu verdammt sein würde, bei Handarbeiten in der Stube zu hocken.

Die Sonne schien durch das Blätterdach unseres knorrigen Apfelbaums, der Hofhund unserer Nachbarn, des alten Ehepaars Fischer, auf der anderen Straßenseite kläffte jeden Passanten angriffslustig an und ich fühlte mich wie die Prinzessin dieses Anwesens, welches von allen Seiten von weiß getünchten Mauern umgeben war und mich von der Geschäftigkeit der Welt draußen auf der Landstraße Richtung Aldenhoven und Jülich abschirmte.

»Wer schreibt uns denn noch? Nach Vaters Tod erschien es mir, als hätte die Welt uns vergessen.« Ich lachte und machte Mutter Platz auf meiner Decke, denn obwohl sie ein Kleid aus dunklem Wollstoff trug, wollte ich vermeiden, dass sie es durch Grasflecke ruinierte und damit unserer Magd Christine noch größeren Ärger bescherte. Nicht nur, dass es mittlerweile schwierig und kostspielig geworden war, ausreichend Stoff für neue Kleidung zu kaufen. Christine hätte etwaige Flecke auch nur schwerlich aus dem Stoff waschen können und das Kleid wäre unbrauchbar geworden.

Mutter nahm tatsächlich umständlich neben mir Platz und betrachtete meine zahlreichen Listen und Notizen, was sie zu einem Schmunzeln verleitete. »Rosalie, du bist in der Tat die perfektionistische Person, die ich kenne. Woher hast du das nur? Von mir gewiss nicht. Gibt es auf dieser Hochzeit auch nur einen Augenblick, den du nicht durchdacht und geplant hast?«

Ich folgte ihrem Blick und musste ebenfalls schmunzeln. Tatsächlich nahm mich die Planung vollkommen ein. Meine Hochzeit sollte ein großes gesellschaftliches Ereignis, die Verbindung zweier bekannter Familien, werden. Überall im

Dorf und in den besseren Kreisen Aldenhovens redete man bereits von dieser Eheschließung und ich wurde nicht müde, den Leuten von meinem wunderbaren Verlobten vorzuschwärmen und das Collier, das seine Mutter mir zur Verlobung geschenkt hatte, herumzuzeigen.

Nach all der Aufmerksamkeit, die uns geschenkt wurde, wollte ich nichts dem Zufall überlassen. So tippte ich auf die Liste, auf der ich die Stücke, die ich als Mitgift in die Ehe einbringen würde, aufgeführt hatte.

»Eine Abschrift dessen habe ich meinem Verlobten zukommen lassen, damit er sieht, dass wir den Vertrag einhalten werden. Ich habe Christine heute Mittag mit dem Brief ins Dorf geschickt.«

Als hätte sie ihren Namen vernommen und sei dadurch unaufmerksam geworden, hörte man in diesem Moment ein Gepolter auf dem Hof, das den Auftritt unserer Angestellten ankündigte. Im nächsten Moment folgten ein paar unflätige Flüche, die man einer Person solchen Aussehens nicht zugetraut hätte.

Das faule Ding war am vergangenen Abend erst spät heimgekommen, sodass ich annahm, dass sie sich mit Männern herumgetrieben hatte. Als ich am Morgen mit meinen üblichen Briefen für meinen Verlobten in den Händen nach ihr geklingelt hatte, damit sie die Schreiben auf der Kaiserlichen Poststation aufgab, war sie nicht erschienen. Erst, als ich sie selbst aus dem Bett warf und ihr androhte, dass ich sie bei der nächsten Verfehlung entlassen würde, war etwas Leben in sie gekommen.

Auch in diesem Moment beobachtete ich sie aus dem Augenwinkel, wie sie mit mürrischer Miene einen Korb voll Wäsche ins Freie trug und im Hof auf eine Leine hängte. Sie

tat dies in einer Geschwindigkeit, die mich beim Zusehen allein bis aufs Mark reizte.

Sie war hochmütig, zog den Anblick eines Spiegels dem Blick in die Bibel vor und fühlte sich zu Höherem berufen, als zu der Verrichtung solch niederer Tätigkeiten. Vater hätte sie gewiss nicht einmal eingestellt, denn auch ihre Empfehlungsschreiben waren allesamt durchweg kritischer Natur gewesen. In unserem Haus arbeiteten nur sorgsam ausgewählte und fähige Personen, die ein gewisses Maß an Erfahrungen und Fleiß an den Tag legten.

Doch das war vor Vaters Tod und all den Veränderungen, die wie ein Sturm über uns gekommen waren, gewesen. Inzwischen war es schwierig, kompetente und verlässliche Arbeitskräfte zu finden. Noch dazu, wenn die Zeiten so unsicher waren und wir Tag und Nacht fürchteten, dass der Feind aus dem Westen erneut seinen Fuß auf unseren Grund und Boden setzen könnte.

Seit Jahren brannten die Feuer der Revolution im ehemaligen Königreich Frankreich. Ihr gesalbter König und seine Gattin hatten erst im Jahr zuvor ihre Leben verloren; zahlreiche Persönlichkeiten waren ihnen seither unter das Fallbeil der Guillotine gefolgt. Was als Hoffnung auf eine Verbesserung der Lebensbedingungen in einer aufgeklärten Gesellschaft begonnen hatte, war in blinden Terror umgeschlagen.

Seither herrschte Chaos und Krieg. Zahlreiche europäische Mächte, darunter auch Österreich und Preußen, hatten sich zu einer Koalition zusammengeschlossen, mit dem Ziel die Folgen der Revolution einzudämmen. Doch obwohl sie militärisch überlegen waren, hatten ihre Heere bislang beinahe nur Niederlagen erlitten und die Revolutionstruppen rückten immer weiter in Richtung Rhein vor.

»Diesen Stolz und dieses Pflichtbewusstsein hast du jedenfalls von deinem Vater geerbt. Es wird gut für dich sein, wenn du nach der Hochzeit endlich in ein Leben zurückkehrst, dessen Stand dir eingemessen ist.« Mutter hielt mir den Brief unter die Nase und kam somit auf unser ursprüngliches Thema zurück. »Was glaubst du denn, wer sich noch die Mühe macht, Kind? In diesem Leben gibt es nur deinen Onkel, der so gnädig ist, dass wir hier weiterhin nach dem Tod deines Vaters leben und das Land bewirtschaften dürfen, und der hofft, dass er nichts von uns zu hören bekommt. Nur dein Verlobter schreibt jede Woche mit einer Verlässlichkeit, die deiner in keiner Weise nachsteht.«

Mutter strich sich eine Strähne ihres ergrauten Haares hinter das Ohr und reichte mir zu meiner Überraschung ein kleines, festverschnürtes Päckchen, das ich begeistert wie ein Kind am Weihnachtstag entgegennahm. Mutter indes beobachtete meine kindliche Freude mit einem Lächeln, dem man seine Zufriedenheit ansah.

Früher hatte sie strahlend rotbraunes Haar besessen und es mir glücklicherweise vererbt. Dieser Kupfertön meines Haares war gewiss das Auffälligste an mir, war ich doch ruhig und bedächtig, wie auch meine Mutter. Inzwischen war das Rotbraun ihres Haares verblasst und in ein rosastichiges Grau übergegangen. Ich fand den Farbton charmant, doch sie verbarg ihr Haar stets unter einer strengen, alles verdeckenden Haube, deren Rüschen ihr Gesicht umrahmten.

»Da Onkel Augustus uns niemals schreibt, außer wenn er wieder daran erinnern möchte, dass wir sparsamer leben sollen, schreibt offensichtlich die Familie Schwarzenberg aus dem fernen Land jenseits des Rheins.« Ich lachte auf und betrachtete neugierig das Siegel auf dem Brief. Tatsächlich zierte es die Initialen meines Verlobten Constantin

Schwarzenberg, was mein Herz augenblicklich rascher schlagen ließ. Mein geliebter Constantin.

Bislang hatten wir uns noch niemals Auge in Auge gegenübergestanden. Doch das war mir gleichgültig. Wir schrieben uns oft, viel zu oft, tadelte Mutter mich inzwischen, doch ich fühlte mich ihm verbunden, wie kaum einem anderen Menschen. Er wusste über jeden Aspekt meines Lebens Bescheid, erteilte mir Rat und Hilfe, aber fragte mich auch um den meinen, denn als junger Herr eines großen Guts fühlte er sich oft noch überfordert und trauerte zugleich um seinen Vater und seinen Bruder, die erst Anfang dieses Jahres nach kurzer Krankheit unerwartet verschieden waren.

Bald würde ich aufbrechen, um Constantin endlich zu ehelichen. Kaum konnte ich diesen Moment noch erwarten, wenn ich ihm endlich gegenüberstand. Dabei wusste ich nicht einmal, wie er aussah. Vielleicht war aber auch gerade das seltsam wohltuend, bedachte man, wie viele Ehen allein an der Attraktivität des Gegenübers schon vor dem Treueschwur scheiterten. So hatten wir bislang darauf verzichtet, einander genau zu beschreiben oder einander Portraits zuzusenden. Wir wollten uns die Aufregung des ersten Treffens so unvoreingenommen wie nur möglich bewahren.

Ein wenig naiv war dies vielleicht, aber ich genoss den Reiz dieses unschuldigen Spiels, denn an möglichen Kandidaten für eine Eheschließung hatte es nicht gemangelt. Schließlich war ich das einzige verbliebene Kind meiner Eltern und damit Erbin eines recht großen Vermögens, das Vater für meine Aussteuer vorgesehen hatte. Dieses Vermögen, welches aus Land, aber auch aus Vieh und Vermögenswerten im Haus bestand, hatte zahlreiche Männer angelockt.

Aber ich hatte mich für Constantin entschieden, denn seine Briefe waren es gewesen, die mich vollkommen für ihn

eingenommen hatten. Ja, vielleicht hatte ich mich in die Person in diesen Briefen verliebt.

Inzwischen waren seit Vaters Tod mehr als zwei Jahre vergangen und er hatte uns dieses Gehöft auf der alten Turmstraße in Ratheim vermacht. Das Gehöft war vermögend und zu ihm gehörten zahlreiche Weiden, Wiesen und fruchtbare Acker am Ufer der Rur, doch in diesen Zeiten, nach der Schlacht gegen die französischen Revolutionstruppen im vorletzten Frühjahr, waren die Zeiten unsicher geworden.

Viele Männer dienten nun in der Armee und wir hatten zahlreiche Knechte entlassen müssen, sodass viele Felder brachlagen. Das allerdings führte dazu, dass auch unsere Speisekammern und die Scheune nicht mehr so reichlich gefüllt waren, wie noch vor ein paar Jahren, und Mutter Lebensmittel dazukaufen musste.

Angesichts der Sparmaßnahmen, die mein Onkel uns zudem auferlegte, mussten wir weitere Angestellte entlassen. Andere zogen es vor, mit ihren Familien diesen Landstrich, der fortwährend von durchziehenden Truppen entstellt und geplündert wurde, zu verlassen.

»Es scheint mir, als könnte dein Verlobter die Hochzeit mir dir ebenfalls kaum mehr abwarten. Dieser gute Junge.« Mutter strich mir zärtlich über mein Haar, welches ich zu einem Schnatz aufgesteckt hatte.

Meine arme Mutter. Ich konnte mir kaum vorstellen, wie es für sie sein würde, wenn ich bald das Gehöft verließ und zu meinem Ehemann zog. Sie allein in diesem Haus mit niemand anderem als einer unzuverlässigen Magd und einem alten Hausdiener als Gesellschaft zu wissen, bereitete mir nicht wenig Kopfzerbrechen. Gleichzeitig konnte ich mir aber auch nicht vorstellen, meine geliebte Heimat an der Rur für immer zu verlassen. Noch niemals war ich weiter in die Ferne gereist

als bis nach Jülich zum großen Jahrmarkt im Sommer. Der Gedanke, dass ich den Rhein überqueren würde, war noch vollkommen unbegreiflich für mich. Gleichzeitig wusste ich, dass dies das Abenteuer meines Lebens sein würde und fieberte diesem Augenblick entgegen.

»Constantin ist ein freundlicher Kerl, den ich in seinen Briefen sehr ins Herz geschlossen habe. Er hat mir in seinem letzten Brief von seinen Ausgrabungen in Deutz erzählt. Dort gab es einst ein römisches Kastell und sein Herr hat ihm aufgetragen, die Ausgrabungen zu überwachen und zu dokumentieren.« Auf diese Ehre, die meinem Verlobten durch seinen Herrn, den Herzog von Jülich-Berg, zuteilwurde, war ich stolz und erzählte gern im Dorf unter unseren Bekannten und Freunden davon, in welcher Gunst Constantin stand.

Ich löste die Schnur, die um das Paket geschlungen war, doch dann zögerte ich. »Ich glaube, dass wir uns gut verstehen werden. Aber, Mutter, mir ist dennoch nicht wohl dabei, dass ich dich zurücklasse. Ausgerechnet jetzt, wo die Franzosen wieder aufrüsten und sich anschicken, uns hinterrücks zu überfallen.«

Im Gegensatz zu mir kannte Mutter Constantin bereits seit seinen Kindertagen. Unsere Väter lernten sich durch gemeinsame Studien kennen und freundeten sich darüber an. Früher, vor all den Unruhen, hatten sich unsere Familien häufig besucht und einen engen Kontakt gepflegt, der aufgrund der Entfernung irgendwann beinahe eingeschlafen war. Als Vater eine mögliche Verlobung mit dem Sohn seines besten Freundes vorgeschlagen hatte, hatte man damit erhofft, diesen Kontakt wieder aufleben zu lassen.

»Dein Vater hat Constantin gründlich ausgewählt. Er kannte den Jungen von Geburt an, immerhin war er sein Taufpate. Constantin ist ein verlässlicher Kerl und dir im

Charakter sehr ähnlich. Ihr werdet gut miteinander auskommen und gewiss werde ich noch vor Ablauf des ersten Jahres verkünden können, dass ich Großmutter werde. Und dann werde ich vor der alten Frau Fischer von gegenüber aufschneiden.« Voll mütterlichem Stolz zog Mutter mich an sich und küsste mich auf die Stirn. »Dein Glück und deine Sicherheit sind alles, was ich mir noch in meinem Leben wünsche. Aber was deine Sorgen angeht, mein liebes Kind: Es liegt in der Natur einer Mutter, dass sie ihr Kind irgendwann ziehen lassen muss. Ich weiß, wie sehr du dein Zuhause und auch mich liebst, aber du musst an deine Zukunft denken. Ich werde nicht ewig leben und was bleibt dir dann? Willst du als alte Jungfer fortwährend mit deinem Onkel und später mit deinen Vettern über die Ausgaben dieses Hauses streiten? Hoffen, dass man dich nicht vor die Türe setzt? Nein, nein. Wenn du Constantin Schwarzenbach nicht ehelichst, findet die geschäftstüchtige Verwandtschaft einen anderen Kandidaten, dem sie dich aufdrückt. Und ich? Ich verstehe deine Sorgen um mich, aber ich bin inzwischen zu alt und mein Zipperlein plagt mich zu sehr, als dass ich noch ins Auge fasse, mein geliebtes Heim, in dem ich so viele glückliche Momente mit deinem Vater verleben durfte, zu verlassen.«

Mutter erhob sich wieder von meiner Decke und hauchte mir noch einen Kuss auf die Wange. »Ich werde Christine Beine machen. Sie hat unsere gute Tischwäsche mit ihrer scharfen Seife vollends ruiniert und ich werde ihr sagen, dass ich sie davonjage, wenn ich noch einmal sehe, wie sie mit den Knechten tändelt. Aber du lies in aller Ruhe deine Post. Gewiss sorgt sich der junge Mann um uns, denn niemandem dürfte dieser Tage entgangen sein, dass der Kontinent mit all seinen Herrschern und ihrem Drang nach noch mehr Macht in Aufruhr ist. Außer deinem Onkel vielleicht. An dem ist das

Geschehen der letzten Monate in seinem Palast in Jülich wohl vorbeigegangen.«

Langsamem Schrittes ging sie zum Haus zurück und nahm den Korb, in dem sie die Einkäufe verstaut hatte, im Vorübergehen wieder auf. Es war eine Schande, dass sie, die Herrin dieses großen Hauses, selbst auf den Markt gehen und dort einkaufen musste. Oder, die mich, die Erbin, für diese Erledigungen schickte. Weil unsere Magd dazu nicht in der Lage war und niemand sonst diese Aufgabe übernehmen konnte.

Mutter jedoch ertrug die Situation mit ihrer üblichen Gleichmütigkeit und ihrem Glauben. Die Zeiten würden sich bessern. Dies war nur eine Station auf unserer Reise und wenn wir diese Prüfung bewältigten, dann würden wir wieder unser Glück finden. Diese schlichte Denkweise hatte sie mir von Kindesbeinen an eingebläut. Wobei ich wusste, dass sie hoffte, dass mit meiner Hochzeit endlich das Glück seinen Weg zurück in unser Haus fand.

Als Mutter bemerkte, wie nachdenklich ich ihr nachblickte, lächelte sie mich an und bedeutete mir, meine Stirn nicht zu runzeln, da dies im Alter Falten gab. Dann wandte sie sich an Christine, die inzwischen untätig in der Sonne saß und die Füße von sich gestreckt hatte. Ihre Holzschuhe hatte sie von sich geworfen und präsentierte der Welt ihre nackten Füße.

Wie eine aufgebrachte Henne jagte Mutter das faule Ding zurück ins Haus und drohte gar, ihr mit einem ihrer hölzernen Schuhe eins überzuziehen, denn es gab noch genug anderes zu besorgen, als einen Korb Wäsche zum Trocknen aufzuhängen. Obwohl das Essen, das dieses Mädchen zubereitete, auch nicht wirklich von großartigen Fertigkeiten zeugte und das Kompott, das sie für den Winter hatte kochen sollen, angebrannt schmeckte... Vielleicht mussten wir in den sauren

Apfel beißen und Christine um unserer selbst willen entlassen, denn sie machte mehr Scherereien, als dass sie uns Arbeit abnahm.

Nachdem die beiden Frauen im Haus verschwunden waren und ich nicht länger Christines neugierige Blicke fürchten musste, wagte ich es endlich, das Paket meines Verlobten zu öffnen und mir zuerst den Brief vorzuknüpfen. Constantin Schwarzenbach war nur vier Jahre älter als ich und vielleicht auch deshalb hatten wir rasch viele Gemeinsamkeiten in unseren Gesprächen gefunden. Wir hatten ähnliche Vorstellungen von unserer Ehe, den Kindern, die wir haben wollten, und dem, was uns im Leben wichtig war.

»Meine liebste Rosalie«, so begann Constantin jeden seiner Briefe. Wann immer ich diese Worte las, stellte ich mir vor, wie seine Stimme klingen mochte und wie es war, meinen Namen aus seinem Munde zu vernehmen.

Mit Männern hatte ich wenig Erfahrung. Erst vor anderthalb Jahren war ich, trotz der Trauerzeit, aufgrund der wirtschaftlichen Umstände, in die Gesellschaft eingeführt worden. Mein Onkel, der nun mein Vormund war, hatte es nicht eingesehen, dass er meine Mitgift auf die andere Rheinseite entschwinden sehen würde und hatte auf eine noch profitablere Verbindung spekuliert.

Doch obwohl ich aufgrund meines Erbes eine gute Partie auf dem Heiratsmarkt darstellte und wohl recht angenehm aussah, hatte mein Onkel es binnen weniger Wochen geschafft, alle möglichen Heiratskandidaten mit seinen himmelschreienden Forderungen zu vergraulen, sodass mir Herren selten ihre Aufwartung machten- aus Angst, dass mein Onkel anschließend finanzielle Forderungen stellen könnte.

Aber ohnehin hatte ich keinen von diesen Kandidaten haben wollen. Mein Herz gehörte vom ersten Brief an

Constantin. Daher war ich froh gewesen, als sein Vater kurz nach dem Ende des Trauerjahres seinen Willen zu dieser Eheschließung erneuerte. An den Schwarzenbergs hatte mein Onkel nach einigem Murren und Grummeln schließlich nichts mehr auszusetzen- besonders als schließlich das wertvolle Collier eintraf und ihm vom Vermögen seiner neuen Anverwandten überzeugte.

Daher las ich Constantins Zeilen und erfreute mich daran, wie er von seinem Studium des römischen Altertums berichtete und darin so viel Leidenschaft fand, dass ich es ihm nur nachempfinden konnte. Wie immer schickte er mir Zeichnungen seiner Studien über die Reste der historischen Stadtmauer zu Köln, Skizzen der Fundstücke seiner Ausgrabungen auf dem Grabungsfeld des Kastells, welches wohl einmal einen bedeutenden römischen Hafen besessen hatte.

Ich war mir sicher, dass wir in dieser Begeisterung eine Gemeinsamkeit finden würden. In meiner Kindheit waren Vater und ich über Monate durch zahlreiche Klöster und von Burgruine zu Burgruine gereist, Vater hatte Studien angefertigt und diese anschließend veröffentlicht, was ihm einiges an Ansehen eingebracht hatte. Wir waren in Italien und Griechenland gewesen, ich war durch Frankreich und Spanien gereist und hatte so viele wundersame Orte gesehen, dass es für mehrere Leben reichte.

Da ich ihn als sein einziges Kind immer begleiten durfte, hatte ich schon früh Ausgrabungsstätten kennen gelernt und sprach Griechisch und Italienisch fast besser als das leidige Französisch, das in unserer Gesellschaft deutlich bevorzugt wurde.

Nachdem ich den Brief zwei- oder dreimal gelesen hatte, packte ich das Paket aus und musste feststellen, dass mir mein

Verlobter angesichts unserer bevorstehenden Hochzeit ein recht besonderes Geschenk gemacht hatte. Auf den ersten Blick war es nur ein einfacher Ring aus Silber. Er war im Laufe der Jahre angelaufen und auch die Gravuren in Form von winzigen fünfzackigen Sternen, die einmal rings um den Reif verliefen, waren abgenutzt und wirkten zerkratzt. Man sah, dass der Ring recht alt war und sicherlich schon zahlreiche Besitzer hatte kommen und gehen sehen. Doch gerade das war es, was den Ring für mich- und das war Constantins Hintergedanke- denn ihm erging es ebenso- eindrucksvoll machte. Das Alter, die Erlebnisse, die dieser Ring hätte erzählen mögen. Ich drehte ihn zwischen meinen Fingern und entdeckte eine winzige Gravur im Inneren, die ich nur mit Mühe entziffern und übersetzen konnte. Ein lateinisches Zitat war dort verewigt worden.

*» In den Hallen der Ewigkeit blüht jene
Liebe, die den Zeiten trotzt, wie eine
unverwelkliche Blume im Garten der
Unsterblichkeit.«*

Neugierig nahm ich den Brief erneut zur Hand und überflog die Passage zu Constantins Studien erneut.

»Der Höhepunkt unserer Fundstücke auf dem Gelände des ehemaligen Kastells ist ein Ring, der einmal der Dichterin Octavia Marcella gehörte. Wie oft hatte ich dir erzählt, dass sie ihrem Mann, einem einfachen Legionär, über die Alpen nach Köln folgte, wo dieser einen tragischen Tod fand. Hier ist ein wichtiger Beweis, dass es sich bei der Person der Marcella nicht allein um eine fiktive Person gehandelt hat, denn er trägt ein Zitat aus einem ihrer Gedichte. Ich hoffe, dass der Ring dir

ebenso ein Schatz ist, wie seiner ersten Besitzerin, und er uns in derselben unerschütterlichen Liebe verbindet.«

Noch während ich den Ring vollkommen verückt betrachtete, fragte ich mich zum wiederholten Male, was Constantin wohl für einer Vorstellung von mir hatte. War es vielleicht ein großer Fehler gewesen, dass wir uns dagegen entschieden hatten, einander Portraits zu schicken? Nicht, dass am Ende einer von uns übermäßig enttäuscht war, weil das Gegenüber nicht den eigenen Vorstellungen genügte.

Jocelyn Garber